

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 22

Artikel: Sieben kehren heim [Fortsetzung]
Autor: Renaud, Jeanne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644712>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SIEBEN KEHREN HEIM

JEANNE RENAUD

4. Fortsetzung

«Herr Mayr», begann er fast feierlich. «Der Krieg ist zu Ende, Sie wissen so gut wie ich, dass in Europa: Im Ruhrgebiet, in Belgien zahllose Kohlengruben stillliegen, zerstört sind, unter Wasser stehen. Wie wäre es, wenn wir eine Schweizer Firma gründen könnten, die mit Schweizer Arbeitern und Schweizer-Geld und vor allem -Material eine oder mehrere dieser zerstörten Gruben wieder in Betrieb setzte? Es müsste ein Pachtvertrag abgeschlossen werden. Die Schweizer Firma müsste als Pachtabgabe einen Teil der geförderten Kohlen an das betreffende Land, respektive die Besetzungsmacht, abgeben. Wir würden der Schweiz dienen, dem Aufbau Europas!»

Der Ingenieur hatte sich in Feuer geredet.

«Der Plan ist gut», meinte Mayr in seiner bedächtigen Art. Ich werde ihn mir reiflich überlegen. Aber ob wir genügend Schweizer finden werden, die in die Kohlengruben gehen wollen?»

«Ich bin der erste», rief Ritter.

Sie trennten sich wie zwei Verschworene.

Fünftes Kapitel

Sybil fand, dass Lugano die Stadt der Treppen sei. Unzählige Male am Tage hüpfte sie diese von ihrem Hotel hinunter zur Stadt oder wieder hinauf zu dem Hause, in dem sie zwischen blühenden Magnolien und Mandelbäumen wohnten. Sybil hatte, solange sie sich noch mit Micha in der Stadt befand, wo Kälte und Nässe herrschten, nicht glauben wollen, dass hier, nach einer Reise von wenigen Stunden, Blüten und Sonne sie empfangen könnten.

Micha fand gleich am ersten Tage in einem Café einen Tessiner Bekannten wieder, mit dem er während einer zweijährigen Studienzeit in Turin befreundet gewesen war. Er, der ganz gut italienisch sprach, freute sich, endlich jemanden gefunden zu haben, mit dem er über Pferde und Sport, seine Lieblingsthemen, ausgiebig zu reden vermochte.

So verbrachten die beiden, Micha und Bonetti, halbe Tage rauchend, kaffeetrinkend und schwatzend in den zahlreichen Cafeterias, die sich in der Nähe des Seeufers befanden.

Sybil gefiel der kleine, bewegliche Tessiner mit den unruhigen Augen wenig. Sie pflegte immer seltener bei ihnen zu sitzen und dafür ihre Streifzüge in die Stadt und in den Frühling immer weiter auszudehnen.

Sie hatte sich einige hübsche, buntfarbige Kleidchen gekauft, wie sie dort Mode waren. Wenn sie mit ihren hohen, schlanken Beinen über die Piazza schritt, folgten ihr die Augen der Männer, die dort in der Sonne sassen und den Tag damit verbrachten, den Frauen nachzusehen, Kaffee zu trinken und der Sonne nach von einem Café ins andere zu wandern.

«Du siehst wie ein Schmetterling aus», sagte Micha zärtlich zu ihr. «Ein Schmetterling mit weissem Haar!»

«So etwas existiert ja gar nicht», erwiderte Sybil ebenso und lehnte sich ein wenig an ihn. «Ich bin so glücklich, dass es das gibt, Sonne, Blüten, den See!»

«Weisst du, warum ich glücklich bin?» fragte er.

«Ja, weil du mit deinem kleinen Italiener über den Pferdesport sprechen kannst!» lachte sie.

«Nein, dass es dich gibt!»

Ihr Gespräch fand auf der grossen Terrasse statt, die an ihr Zimmer grenzte, und von der man auf die blauleuchtende Fläche des Sees hinuntersah, von der die Dächer und blühenden Bäume sich abhoben, wie auf einer Postkarte.

«Was hast du vor?» fragte Micha, denn es war Nachmittag und die Zeit, zu der Sybil meist ihre Streifzüge durch die Stadt unternahm.

«Ich gehe spazieren und hole dich dann später ab.»

«Du findest mich irgendwo in der Sonne — beim Pferdesport —» Sie nickte.

Hand in Hand liefen sie die Treppe hinab, zwei ausgelassenen Kindern gleich. Unten angelangt, trennten sie sich. Sybil liebte die zahlreichen kleinen Basare mit ihren Tessiner Waren. In einem von ihnen fand sie wunderschöne Töpferarbeiten, die sie besonders interessierten, da sie sich früher einmal mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt hatte. Sie betrachtete lange die ausgestellten Stücke und fragte schliesslich nach den Preisen. Aber sie erschrak über deren Höhe.

«Werden diese Töpfe und Kacheln gern gekauft?» fragte sie die rundliche, schwarzhaarige Signora in ihrem schlechten Italienisch, das Micha ihr beigebracht hatte.

Sie erfuhr, dass besonders die Kacheln viel gekauft wurden, und dass daran auch für die Künstler, die sie herstellten, ein kleiner Verdienst abfiel.

Sybil kam eine Idee. Konnte sie nicht, genau wie sie es früher zum Zeitvertreib getan, auch für den Verkauf Kacheln malen? Sie erkundigte sich, wo man das Rohmaterial, die Farben und Pinsel bekäme und wo man die fertigen Kacheln brennen lassen könne.

Die freundliche Signora gab bereitwillig Auskunft, und Sybil kaufte ihr noch einen Aschenbecher ab.

Sie verbrachte einige Zeit damit, den ihr bezeichneten Bazar zu finden und das Material auszuwählen. Als sie das Geschäft verliess, stand die Sonne schon tief, und Sybil hätte eigentlich sogleich Micha aufsuchen sollen. Sie wollte es jedoch vermeiden, mit ihren ziemlich umfangreichen Paketen das Café zu betreten und den neugierigen Blicken des kleinen Italieners ausgesetzt zu sein.

So hastete sie die Treppe hinauf zu ihrem Hotel, verstaute die Pakete in einer Ecke des Zimmers und lief wieder hinab, um Micha zu suchen. Als sie unten anlangte, legten sich die ersten Schleier über das Wasser, und die Sonne war am Horizont verschwunden.

Sybil suchte ein Café nach dem anderen ab, ohne Micha zu finden. Es dunkelte bereits, während sie immer noch suchte, ohne Erfolg. Zudringliche Blicke empfingen sie, wenn sie die Türen der Lokale öffnete, so gab sie die Suche schliesslich auf.

Sicherlich würde sie Micha im Hotel antreffen. Aber auch dort fand er sich nicht ein. Sie ass schliesslich allein und lustlos zu Abend, Micha kam nicht. Seit sie in der Schweiz waren, hatte er sie noch nie so allein gelassen. Nachdem sie vergeblich versucht hatte, in der Halle zu lesen, ging sie auf ihr Zimmer, um dort zu warten. Sie trat ans Fenster und schaute hinunter auf die Stadt. Friedlich blinkten die Lichter zu ihr herauf, in der Ferne, hinter der dunklen Fläche des Wassers, schimmerte der Lichtergürtel von Campione.

Sybil ging endlich zu Bett; denn abends war es um diese Zeit noch empfindlich kühl. Es fröstelte sie. Sie lag im Dunkel mit geschlossenen Augen und kam sich entsetzlich allein vor.

Wildes Heimweh packte sie mit solcher Gewalt, dass sie das weisse Haus in der Puszta vor sich auftauchen sah.

Sie hörte das Schwatzen und Kichern der Mägde, die zum Ziehbrunnen gingen und das leise Kreischen der Kette, wenn sie den Schöpfeimer hinabliessen. Sie roch ganz deutlich den Geruch der Glyzinien unter ihrem Fenster und glaubte, den Hufschlag des Pferdes zu hören, das Micha von den Weiden heimbrachte. Sie schluchzte verzweifelt, das Gesicht in die Kissen gepresst.

Sie musste schliesslich doch eingeschlafen sein; denn sie schrak auf, als Micha heimkam und das Licht andrehte.

«Da bist du», sagte er und lachte. Seine Zunge war ein wenig schwer und das Gesicht blass. Sein Blick wich dem ihren aus, er hatte sichtlich ein schlechtes Gewissen.

«Warum bist du nur nicht gekommen?» fragte er vorwurfsvoll und setzte sich zu ihr auf den Bettrand.

Sie bemerkte, dass er nach Alkohol roch, und erklärte ihm, wie alles gekommen sei.

«Bonetti brachte zwei Freunde mit», erläuterte er entschuldigend, «wir gingen in eine kleine Cafeteria, in der du mich eigentlich hättest finden müssen. Als du nicht kamst, glaubte ich, du seiest nach Hause gegangen und ich beschloss, nur noch ein Weilchen zu bleiben, um dann hierher zu kommen. Danach landeten wir plötzlich bei einem von Bonettis Freunden. Ein feiner Kerl übrigens, er will mit Bonetti und mir eine Sportzeitung gründen.»



Sybil beschlich bei seinen verlegen hervorgestossenen Worten ein unbehagliches Gefühl, das sie sich nicht sogleich zu erklären vermochte. Schliesslich war nichts dabei, wenn Micha einmal mit Männern trank. Aber warum war er so seltsam? Sie blickte auf die Uhr: Es war zwölf vorbei.

Micha beugte sich über sie, der Alkoholgeruch störte sie. «Bist du böse?» fragte er leise.

«Nein, nein», sagte sie möglichst unbefangen, «nur schrecklich müde.» Und sie schloss die Augen, als sei sie schon wieder eingeschlafen.

Sybil vermied es am anderen Morgen, der Begebenheiten vom vorigen Tage irgendwelche Erwähnung zu tun. Micha war besonders liebenswürdig zu ihr, sie unternahmen zusammen einen langen Ausflug und kehrten erst gegen Mittag sonnenwarm und glücklich in ihr Hotel zurück.

Nach dem Essen liessen sie sich den Mokka auf ihrer Terrasse servieren und blinzelten faul in die Sonne. Sybil bemerkte jedoch bald, dass Micha nervös auf die Uhr blickte. Er spielte mit der Zigarettendose, und man sah, dass er nicht recht wusste, wie er beginnen sollte. Sybil betrachtete ihn hinter ihrer Sonnenbrille. Er tat ihr leid, und sie beschloss, ihm zu helfen.

«Hast du dich nicht mit Bonetti verabredet, mir war so, als hättest du etwas Ähnliches gesagt?» redete sie ihn schliesslich an.

Micha atmete auf:

«Wir wollen das Zeitungsprojekt heute durchbesprechen, weisst du. Ich werde bestimmt um sieben Uhr zurück sein, um dich zum Abendessen abzuholen.»

Er war wieder heiter und küsste sie dankbar zum Abschied.

Sybil blieb unbeweglich, als er fort war. Sie hörte seine Schritte unten auf dem Kies der Einfahrt, sicherlich blickte er zu ihr hinauf. Aber sie rührte sich nicht und schaute nicht hinunter.

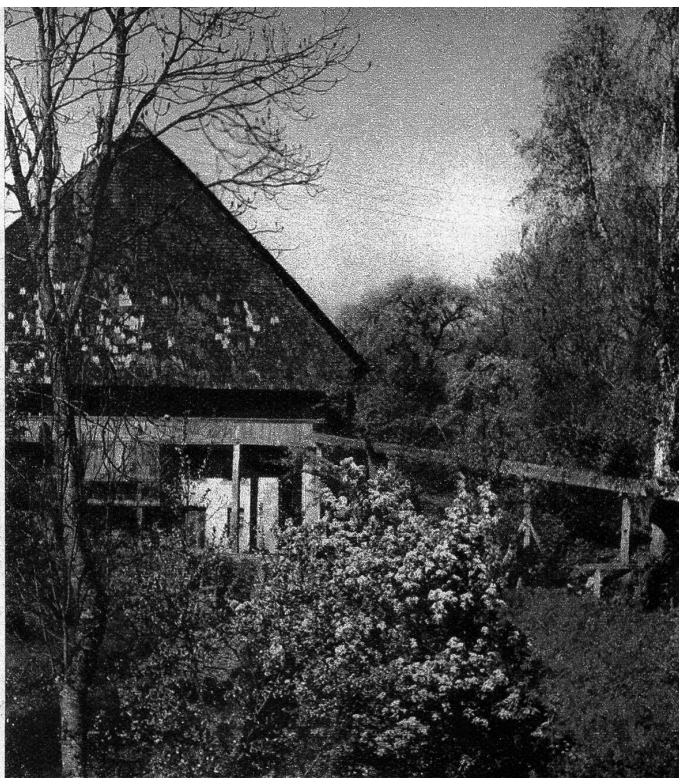
Ihr schon braungebrannter Arm lag auf der Brüstung, von der die Terrasse umgeben war. Von dem prächtigen Magnolienbaum, der seine Zweige über den breiten Balkon bis an die Fenster ihrer Zimmer streckte, fiel ein Blütenblatt gerade auf Sybils Hand. Wie ein samtweisses, feingeadertes Schiffchen lag es dort und zitterte leicht. Sybil sah darauf nieder, und ihr Herz war unerklärlich schwer, als zöge ganz in der Ferne irgend etwas Ungeheuerliches herauf, das bereits seine Schatten voraus warf.

Sie fröstelte plötzlich und stand auf, um ins Zimmer zurückzutreten. Anfänglich lustlos, dann mit wachsendem Interesse begann sie, die Pakete, über die sie sich gestern so gefreut hatte, von ihren Hüllen zu befreien. Sie rückte einen Tisch ans Fenster, um ihre Kacheln und Malutensilien darauf auszubreiten.

Ihr kam die Idee, ungarische Motive, die sie noch gut im Kopf hatte, für ihre Malerei zu verwenden. So war sie bald derart in ihre Arbeit vertieft, dass sie vergass, dass sich seit gestern der erste Schatten über ihre junge Ehe gesenkt hatte.

Micha sprang pfeifend die Treppen hinab, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. Er konnte nicht leugnen, dass er bei dem Gedanken an das Zusammensein mit den

(Fortsetzung auf Seite 10)

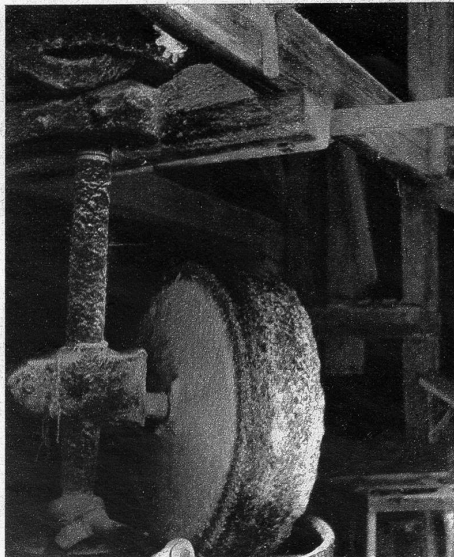


Die alte Dele

Das Haus der alt-ehrwürdigen Oele und heutigen Futtermühle

Photos R. Kummer

Abseits vom verkehrs- und ohrenbetäubenden Lärm der Städte und friedlich eingebettet im schönsten Wiesengrunde plätschert das große Mühlenrad der alt ehrwürdigen Dele zu Schnottwil das alltägliche Lied. Kurz nach der Erbauung im Jahre 1805 waren hier arbeitssame Hände daran, Rüsse, Raps und Flachsamen zu zermahlen und zu rösten, um dann in der Deltrotte das Öl auszupressen. Rußöl war schon damals ein vorzügliches Speiseöl. Raps- und Flachsamenöl diente als Brennöl, da zu dieser Zeit das Erdöl noch nicht bekannt war. Harz und Flachsamenöl wurden zusammen aufgefocht, wodurch eine vorzügliche



Unmittelbar nach dem Eingang zur heutigen Futtermühle dreht sich der schwere Kollergang

Wagenschmiere gewonnen werden konnte, die bei den Bauern guten Absatz fand. Buchtige, eiserne Hämmer zermalnten Knochen zu Mehl. Das so gewonnene Knochenmehl war von den Bauern ebenfalls sehr begehrt. Ein besonderer Blickfang für Ausflügler und Passanten bietet das mächtige, einen Durchmesser von sechs Metern aufweisende Mühlenrad. Dieses wurde 1926 vom fachkundigen Zimmermeister Ramser in Schnottwil aus Föhrenholz neu erstellt. Ein Holzkänel von zirka 40 Meter Länge leitet das kraftpendende Wasser vom Dorfbach her in die Schaufeln des Mühlenrades, das noch heute den schweren Kollergang im Kreise dreht, um Körner zu feinem Futtermehl zu verwand-



Ein zirka 40 Meter langer Holzkänel leitet das dem Dorfbach entnommene Wasser über die Laube auf der westlichen Seite des Gebäudes

eln. Ein würdiger Spruch am Hause der Mühle gibt Aufschluß über Erbauer und Besitzer der friedlichen Arbeitsstätte:

Auf Gottes Macht und sein Vertrauen,
ließ Bendicht Mollet zu Schnottwil alhier
bauen
diesen Gewerb und dieses Haus —
Gott segne, die da gehen ein und aus.

Aufgerichtet den 5. Brachmonat 1805
durch den Ehrenreichen Zimmermeister Hans
Bandi von Oberwil.
Mensch lebe auf Erden, daß du kannst felig
werden!

Bis 1860 war die Mühle in Obhut von Bendicht Mollet, um dann bis 1885 von Familie Rupp, Pächters, betreut zu werden. Von diesem Zeitpunkt an ging sie zehn Jahre an einen Nachfolger von Bendicht Mollet über. Dieses Gewerbe war somit von 1805 bis 1895 im Besitze der Familie Mollet, um dann käuflich an Familie Joh. Ramser überzugehen. 1927 wechselte der Besitzer nochmals, so daß heute die Futtermühle durch die kundigen Hände der Gebr. Alexander und Hans Suter geleitet wird.

—kr—

Freunden Freude empfand. Ausserdem hoffte er, durch sie endlich zu einer Tätigkeit zu gelangen.

Eine Sportzeitung! Das war etwas, wovon er einiges verstand und er sah sich bereits als leitender Direktor hinter einem breiten Schreibtisch sitzen und Anweisungen an seine Redaktoren erteilen.

Er fand Bonetti sowie seine Freunde bereits vor, als er das Café betrat. Sie begrüßten Gérân mit einer Herzlichkeit, die allzu überströmend war, um echt zu sein. Micha aber, der die italienische Sprache nicht genügend beherrschte, um ihre feinsten Nuancen zu erfassen, tat der warme Empfang seiner neuen Freunde wohl.

Fühlte er sich doch vorläufig in seiner Heimat noch viel zu fremd und unsicher, um nicht jede seiner Person entgegengebrachte Liebenswürdigkeit dankbar zu empfinden. Ein weiterer Grund war seine Eitelkeit, die allerdings beträchtlich genannt werden musste.

Die vier Männer waren bald in Besprechungen über das neue Zeitungsprojekt vertieft. Sie wollen bereits am nächsten Tage einen Vertrag aufsetzen, der heute in allen seinen Einzelheiten festgelegt werden sollte. Micha erklärte sich ohne weiteres bereit, auf einen Vorschlag einzugehen, demzufolge jeder der Beteiligten für die Anfangskosten eine Summe von 3000 Franken bei Vertragsabschluss zu hinterlegen hatte.

Es musste ein Büro und anderes mehr beschafft sowie die Druckkosten der ersten Ausgabe bezahlt werden. Bereits für die nächste Nummer rechneten seine drei Partner mit einem guten Verdienst, den sie Micha in phantastischen Zahlen immer und immer wieder vorrechneten.

In strahlender Laune erschien Micha pünktlich bei Sybil. Sie sass immer noch eifrig über ihre Arbeit gebeugt, als er eintrat.

Sein Lächeln verwandelte sich in Verwunderung, als er sie arbeiten sah.

«Was in aller Welt machst du?» fragte er und trat hinter ihren Stuhl.

«Aber du siehst doch, ich male Kacheln, gefallen sie dir?» Sie hielt eines der Blätter, auf dem sie das Motiv vorgezeichnet hatte, hoch. Er sah es kaum an, sondern drehte sie an den Schultern zu sich herum, um ihr in die Augen zu sehen.

«Langweilst du dich?» Es klang drohend. «Nein.» Sie erwiderte ruhig seinen Blick. «Wie kommst du darauf?»

«Aber warum malst du dann?»

Irgend etwas verhärtete sich in ihr. Sie fühlte, dass er sie wie ein kleines Kind behandelte, und das verletzte ihren Stolz.

«Ich will sie verkaufen.» Es klang wie ein Kampfruf.

Michas Gesicht drückte ehrliches Entsetzen aus.

«Verkaufen? Du? Was bekommst du dafür?»

Sie sagte es ihm. Es musste ihm wohl sehr wenig erscheinen; denn er lachte ironisch.

«Du bist lächerlich.»

Plötzlich und ehe Sybil überhaupt wusste, was geschah, packte er das Tischchen, an dem sie gearbeitet hatte und hob es an einer Seite hoch, so dass Kacheln, Farben und an-

gefangene Arbeiten zu Boden fielen. Sybils ganze Arbeit und die Einkäufe, die ihr so viel Freude bereitet hatten, waren vernichtet. Während sie blass und mit vor Schrecken geweiteten Augen wie gelähmt dastand, trat er wütend nach den am Boden liegenden Scherben.

«Ich will nicht, dass meine Frau für ein paar Franken arbeitet, um sich die Hände mit Farben vollzuklecksen. Ich will nicht, ich will es auf keinen Fall, hörst du?»

Seine Stimme nahm einen drohenden Ton an und überschlug sich fast. Sybil hatte sich inzwischen gefasst.

«Schrei nicht so, die Nachbarn können es hören», sagte sie kalt.

«Sie können es hören!» schrie er, «es interessiert mich nicht. Du machst dich lächerlich, nicht ich! Während ich mit meiner Zeitung Tausende verdiene, will meine Frau für einige lumpige Franken Kacheln malen.»

Plötzlich drehte er sich um und ging zur Tür. Er sah noch einmal auf Sybil, dann stürzte er hinaus und warf die Tür hinter sich zu.

Sybil zitterte am ganzen Körper. Sie blickte auf die Scherben; ihr war, als habe sie geträumt. Einen wüsten Traum, aus dem sie sogleich erwachen müsse. Sie ging langsam zum Bett und setzte sich darauf nieder, immer noch wie eine Träumende. So sass sie lange Zeit, unfähig zu denken. Nicht einmal zu weinen vermochte sie.

Spät in der Nacht hörte sie Micha nach Hause kommen. Aber die Tür zu ihrem Zimmer öffnete sich nicht. Sie hörte ihn zu Bett gehen, eine kleine Welle sah sie noch Licht herüberschimmern, dann wurde es dunkel.

Sie lag und hielt die Zähne ganz fest zusammengepresst, um ihn nicht rufen zu müssen.

Während sie so wachlag und über das Geschehene nachdachte, wurde ihr plötzlich mit erschreckender Klarheit bewusst, dass Micha ihr entsetzlich fremd und unverständlich war. Hatte sich Micha in der kurzen Zeit ihres Hierseins derart verändert?

War sie nicht mehr dieselbe? Oder waren es die Verhältnisse, die verborgene Charaktereigenschaften ans Licht brachten?

Sie war noch zu jung, zu unerfahren, um zu begreifen, dass sie beide aus ihrem Erdreich gerissen worden waren, wie Bäume, die der Sturm entwurzelt. Nun suchten sie nach einem Halt, und es musste sich zeigen, ob sie stark genug waren, um diesen zu finden.

Als Sybil am andern Morgen erwachte, weil die Sonne ihr ins Gesicht schien, sah sie Micha vor ihrem Bett stehen. Er war bereits fertig angezogen und sah zerknirscht aus. Er hatte ihr Bett über und über mit kostbaren La-France-Rosen bestreut.

Als er sah, dass sie wach war, stürzte er an ihrem Bett nieder, grub seinen Kopf in ihre Kissen und stöhnte:

«Oh, Sybil, oh, Sybil!»

Sie strich über sein Haar, immer wieder. Sie empfand tiefes Mitleid mit ihm, und seine Reue und Scham taten ihr weh.

«Lass 'nur, Micha, lass doch», wiederholte sie, als spräche sie zu einem Kind. «Es ist ja gut, es ist ja alles wieder gut.» War es das wirklich?

«Gegen jede Krankheit gibt es ein Kräutlein.» — Das ist ein alter Spruch, aber er stimmt nicht ganz. Viele Krankheiten gibt es, gegen die wir das Kräutlein noch nicht gefunden haben. Eine davon ist die Tuberkulose, die Krankheit, die noch heute in den Kulturstaaen am verheerendsten wirkt. — Seit Robert Koch ihren Erreger, den Tuberkelbazillus gefunden hat, haben die Aerzte den Kampf gegen die Tuberkulose mit allen Mitteln aufgenommen. Diese Mittel sind bis jetzt: Licht, Luft, körperliche Ruhe, vitaminreiche Ernährung, klimatische Kuren und — wenn nötig — chirurgische Behandlung. Die Heilung geht selbstverständlich ziemlich langsam vor sich, aber immerhin ist bei dieser Behandlungsart die Tuberkulose-Sterblichkeit im Laufe der Jahre stark abgesunken. Noch um 1890 starben auf 10 000 Einwohner ca. 30 an Tuberkulose, während es heute nur noch ungefähr acht sind. Doch auch dies ist eine noch hohe Zahl, wenn man bedenkt, dass in der Schweiz pro Tag zehn Menschen der Tuberkulose erliegen.

Es ist ganz klar, dass bei der Art der Erkrankung und ihrem langsamen Heilungsprozess stets gewisse Apostel und Mediziner grossen Erfolg hatten, wenn sie behaupteten, sie hätten ein sofort wirksames Mittel gegen die Krankheit gefunden. Alle diejenigen Kranken, die einen langen Kuraufenthalt vor sich sehen, möchten nur zu gerne glauben, Licht, Luft und Ruhe seien nicht mehr nötig, weil man das Kräutlein gegen diese Krankheit entdeckt hat. Jahr für Jahr treten derartige Apostel auf, und sie machen den Tuberkulose-Fürsorgestellten viel Schereerei und Mühe. Denn leider haben sich ihre Kräutlein noch niemals als wirksam erwiesen, aus den Wundermitteln steigen keine Wunder empor, und die Kranken müssen sich weiterhin in Geduld fassen. Ein Wunderserum gegen die Tuberkulose gibt es leider nicht! In den letzten Jahren ist allerdings in mühsamster wissenschaftlicher Laboratoriumsarbeit ein Mittel gefunden worden, das gewisse Hoffnungen zulässt. Es ist dies das Streptomycin, ein Stoff, der ähnlich wirkt wie das Penicillin, aber auf andere Mikroorganismen. So wirkt er beispielsweise — was bisher noch bei keinem andern Stoff der Fall war —, auch auf die Tuberkelbazillen. Wenn auch die bisherigen Erfolge bescheiden sind und die Behandlung äusserst kostspielig und unangenehm ist — das Mittel muss während Monaten alle zwei Stunden Tag und Nacht gespritzt werden! — so haben die Aerzte doch zum erstenmal ein Mittel in der Hand, durch welches sie die Tuberkelbazillen beeinflussen können. — Vielleicht werden wir es noch erleben, dass das Streptomycin Anreiz gibt zur Forschung nach ähnlichen Stoffen, die dann eine wirksame Handhabe gegen die Tuberkulose bieten. Aber selbst dann werden die klimatischen Kuren nach wie vor wegleitend bleiben. Sie allein vermögen dem Tuberkulosekranken restlos die Gesundheit wiederzugeben. Leider sind diese Kuren ziem-